

Ein keltischer Schatzfund aus dem Hunsrück

Im Herbst 1991 wurde dem Rheinischen Landesmuseum Trier ein ungewöhnlicher Metallfundbestand aus keltischer Zeit zum Kauf angeboten. Die 14 Gußbrocken und ein unvollständiger Halsring aus Bronze (Abb. 1; 3) entstammen einer Raubgrabung bei Damscheid im östlichen Hunsrück, etwa 6 km westlich des Rheins. Auf die eher unerfreulichen Fundumstände ist im einzelnen unten noch zurückzukommen.

Das interessanteste Stück des Fundes, zugleich das einzige, das einen datierenden Anhaltspunkt gibt, ist der Halsring (Abb. 1). Dieser wurde bei der Bergung zerbrochen, und seine Oberfläche ist stellenweise stark verwittert. Es handelt sich um das Nackenstück eines zweiteiligen Halsringes. Sein vorderes, auf der Brust zu tragendes Drittel war ehemals zwischen den stöpselartigen Enden des Nackenteiles eingepaßt und zum Anlegen herausnehmbar. Mit einem Innendurchmesser von 12,7 cm und einer Öffnung von 10,3 cm liegt dieser Halsring im Durchschnittsbereich vergleichbarer Exemplare. Das fehlende Vorderstück kann schon von den Maßen her nicht einfach nur eine Wiederholung der hinteren Ringverzierung geboten haben. Vielmehr war es als Blickfang besonders prachtvoll durch scheibenartige Erweiterungen oder Pseudopuffer gestaltet, wie wir sie von zahlreichen Parallelfunden aus dem gesamten Keltengebiet mit einem gewissen Schwerpunkt im Einzugsbereich des Oberrheins kennen. Leider erschwert gerade das Fehlen des Vorderteils eine genauere Herkunftsbestimmung. Auch das Nackenteil trägt auf seiner Oberseite — die Auflageflächen sind glatt — reichen plastischen Schmuck. Von den fünf Zierzonen sind vier zwar sehr frei ausgeführt aber im Prinzip spiegelbildlich angelegt. Die besonders stark ausgearbeitete Zierzone in der Mittelachse (M) besitzt ähnlich gestaltete Gegenstücke vor den Stöpselenden (A–B). Dazwischen sitzen ganz andersartig gestaltete Zierknoten (C–D) mit Resten von Einlagen. In den Zwischenräumen erscheint nurmehr in kurzen Partien der 10–12 mm starke Ringkörper. Der Aufbau des Nackenteiles mit der Zierzonenfolge A–M–B wäre durchaus geläufig, steht durch die Einschaltung der andersartigen Zierknoten C–D aber offenbar ohne nähere Parallelen da. Mit einem gegenüber ähnlichen Halsringen doppelt so starken Ringkörper und dem massigen Zierbesatz wirkt das vorliegende Exemplar zudem auffallend gedrungen.

Die zu schneckenartigen Knospen schwellenden Zierzonen (A–B, M) verkörpern einen unverkennbar keltischen Stil im Stadium des sogenannten

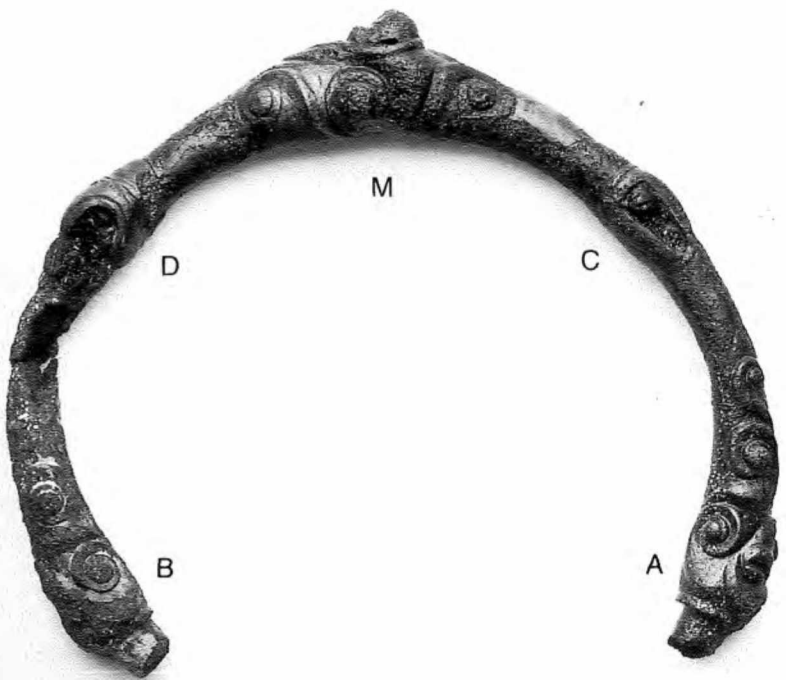


Abb. 1 Damscheid, Rhein-Hunsrück-Kreis. Bronzehalsring mit Tonkern. M. 2:3.

plastischen oder späten Latènestils. Keltisch ist der wie spielerisch wirkende Umgang mit wenigen pflanzenähnlichen Grundformen. Die bizarr wirkenden Kompositionen streben keine Bildwiedergabe an. Wieweit man ihnen Zeichencharakter zubilligen muß, steht noch dahin. Bei dem vorliegenden, eher schlichten Entwurf ist dies jedenfalls kaum anzunehmen. Projiziert man eine Abrollung der Muster in die Fläche, läßt sich der Grundaufbau leicht erkennen (Abb. 2). Es handelt sich um Dreierwirbel mit teilweise gegenläufig eingerollten Enden, aus denen randlich nach einer (A-B) oder zwei Seiten (M) zwei weitere Spiralranken herauswachsen. Bei den Zierzonen der Enden (A-B) lehnt sich der spiegelbildlich konzipierte, aber recht frei ausgeführte Entwurf an eine Art Basislinie ohne erkennbare Funktion an.

Die Zierknoten (Abb. 1-2), von denen nur einer (D) durch eine feine Querrippe erkennbar abgesetzt ist, besitzen auf der Oberseite tropfenförmige Hohlungen zur Aufnahme von in Resten erhaltenen Einlagen. Diese Einlagen bestehen aus einer strukturlosen, glatten, dunkelbraunen, nach Trockenrissen und Eindrucksuren ursprünglich sicher pastösen Masse. Vielleicht handelt es

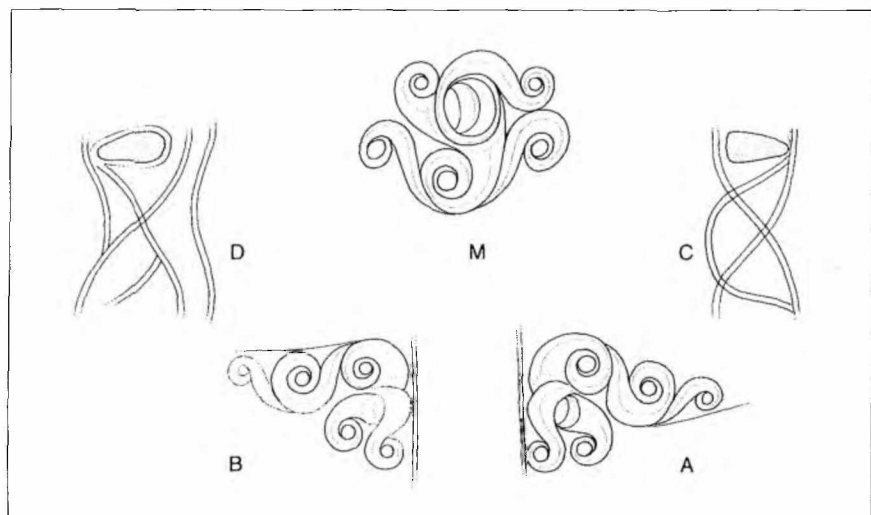


Abb. 2 Damscheid, Rhein-Hunsrück-Kreis. Bronzehalsring. Abrollung der Ziermuster.

sich um Birkenpech, wie es bei vergleichbarem Ringschmuck sonst nur zum Aufkleben, von Glasauflagen etwa, benutzt wurde. Die erhaltene Wölbung der Einlage bei C spricht aber deutlich dafür, daß hier die dunkle Paste selbst auf goldenem Bronzegrund den Ziereffekt hervorrief. Entsprechend fehlen auch alle Spuren von Befestigungsnieten. Um die Fassung und über den gesamten Knoten ziehen sich wie um ein verschnürtes Bündel sich auf der Unterseite kreuzende dünne Pseudorippen. Sie sind erst nach den Guß als Doppellinien vergleichsweise grob mit Punzen und Feilen ausgearbeitet worden und ersetzen möglicherweise im Guß nicht ausreichend ausgeformte Rippen.

Die Einblicke in die Arbeitsweise eines keltischen Handwerkers erschöpfen sich darin aber nicht, und es sind gerade die technischen Mängel des Ringes in dieser Hinsicht besonders aufschlußreich. Der Ring besteht nicht durchgehend aus Bronze, sondern ist in seiner gesamten Länge über einem Tonkern gegossen (Der Kern besteht aus einem hart verbackenen, schwärzlichen Material mit einer teilweise porösen Lamellenstruktur. Holzkohlebeimengung scheidet wohl aus. Der Ton muß relativ frei von gröberen mineralischen Bestandteilen sein). Obwohl dieses material- und gewichtsparende Verfahren seit der Bronzezeit technisch beherrscht und wiederholt praktiziert wurde, ist es doch für die Blütezeit des keltischen Kunstgewerbes so gut wie nie beobachtet worden. Mit Ausnahme eines Beinringsatzes aus Winnigen an der Un-

termosel bestehen vergleichbare Hals- und Armringe stets massiv aus Bronze. Nur außerhalb des keltischen Siedlungsgebietes, in Mittel- und Norddeutschland, wurde zu dieser Zeit der Guß von Schmuckringen über einem Tonkern nachgewiesenermaßen praktiziert, doch kann das vorliegende Stück schon aufgrund seiner Ziermerkmale unmöglich einem solchen Herkunftsgebiet zugeordnet werden. Andererseits bedienten sich keltische Handwerker nicht immer nur erprobter Verfahren, sondern experimentierten gelegentlich auch mit Lösungen, die sich letztlich nicht durchsetzten. Ein solcher Versuch könnte auch hier vorliegen. Ausgangspunkt war ein Standardverfahren für komplizierte Güsse, der Guß in verllorener Form: Aus Wachs wird eine Vorlage des Originals modelliert, sodann das Modell mit Ton ummantelt, wobei Gußkanäle im Tonmantel offen bleiben. Durch Erhitzen erhärtet der Tonmantel zur Gußform, das Wachs schmilzt aus und läßt das Negativ des Originals als Hohlraum zurück. Dieser kann nun mit Bronze ausgegossen werden. Nach dem Erkalten muß zum Entnehmen des Rohlings die Tonform zerschlagen werden, ist somit für weitere Ausgüsse verloren, für Serienabgüsse also nicht brauchbar. Wird das Wachsmo­dell über einem Tonkern modelliert und dieser Kern durch Stifte vor dem Verrutschen nach dem Ausschmelzen des Wachses gesichert, verbleibt ein solcher Tonkern in dem Bronzeausguß. Wie alle Bronzegüsse mußte auch der Rohling dieses Ringes überarbeitet und geglättet werden. Wie schon hinsichtlich der Knotenverzierung C-D bemerkt, ist diese Nacharbeitung recht grob ausgefallen. Die Tonkernvariante des Bronzegusses ist nicht nur komplizierter, sondern führt bei der überwiegend unter 1 mm starken Metallwandung des Ringes fast zwangsläufig zu erheblichen Problemen bei einem gleichmäßigen Ausguß der Form und letztlich auch bei der Nutzung. Falls der Ring tatsächlich ein Experiment darstellt, so ist es jedenfalls weitgehend mißglückt. Der Bronzemantel enthält zahlreiche große und kleine Gußblasen, die auch wesentlich die starke Verwitterung im Boden befördert haben dürften. Die größten Gußfehler sind an drei Stellen in der Technik des Überfanggusses geschlossen worden. Dazu wurden die Fehlstellen mit Wachs geschlossen, nachmodelliert, mit Ton ummantelt und erneut mit Bronze ausgegossen. Die deutlich andersartige Patina markiert diese nachgegossenen Stellen im Bereich von D, M und zwischen C und M sehr deutlich.

An der Unterseite bei den Zierenden A-B ist der dünne Metallmantel des Ringkörpers an drei Stellen in Längsrichtung gerissen. In einem Fall haben sich die Ränder deutlich übereinandergeschoben. Hier war die Ringkonstruktion offensichtlich der Belastung beim Einsetzen des Vorderteils nicht gewachsen, wozu der Ring ja jedesmal leicht aufgebogen werden mußte.

Derartige Ringe gehörten zur Tracht bessergestellter Frauen oder Mädchen der Zeit um 300 v. Chr. Im Rheinland allerdings erlischt um diese Zeit allgemein die Sitte der Halsringausstattung, zumindest soweit die Grabfunde

darüber Auskunft geben. Insofern ist der vorliegende Ring an seinem Fundort bereits ungewöhnlich.

Die Gußbrocken beanspruchen hauptsächlich durch den wahrscheinlichen Zusammenhang mit dem Halsring Interesse. In diesem zeitlichen und kulturellen Rahmen sind es sehr seltene Funde, die wieder einen Blick auf das keltische Metallhandwerk erlauben. Die 14 Einzelstücke (a–o) mit einem Gesamtgewicht von 2163 g (493, 183, 419, 209, 123, 140, 59, 187, 53, 148, 32, 52, 33, 32 g) haben alle eine deutlich schwammartige bis grobporige, blasenreiche und von Schlackenabdrücken gekennzeichnete Struktur (Abb. 3–4). D. Ankner vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz hat dankenswerterweise zwei Proben der Stücke b und m, Vertreter der beiden vorkommenden Arten von Gußstücken, einer Metallanalyse (Anteile der Elemente in %) unterzogen und kam zu folgendem Ergebnis:

| | Cu | As | Ni | Sb | Sn | Ag | Pb |
|---------|-------|------|------|------|------|------|--------|
| Probe b | 99,78 | 0,19 | 0,06 | 0,02 | 0,03 | 0 | ≤ 0,04 |
| Probe m | 98,60 | 0,94 | 0,18 | 0,20 | 0,04 | 0,05 | 0,01 |

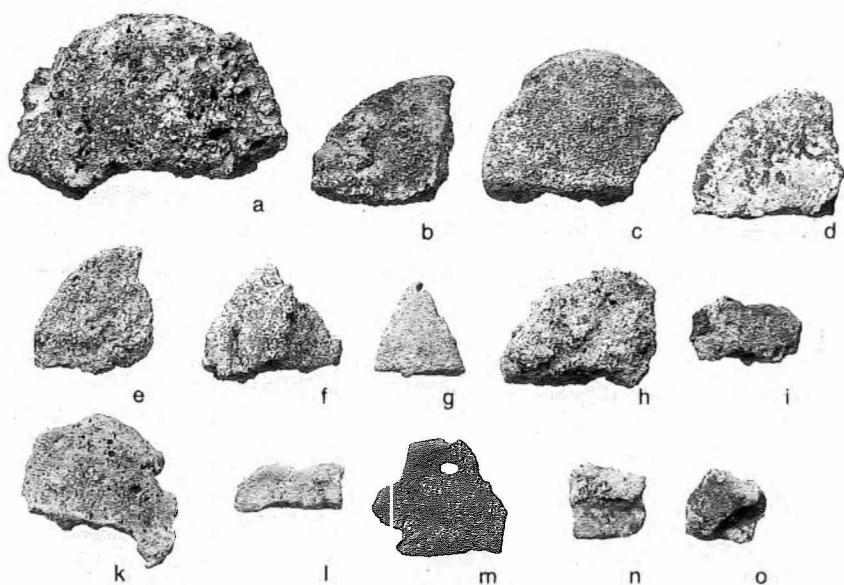


Abb. 3 Damscheid, Rhein-Hunsrück-Kreis. Gußkuchen, Oberseiten. M. 1:3.

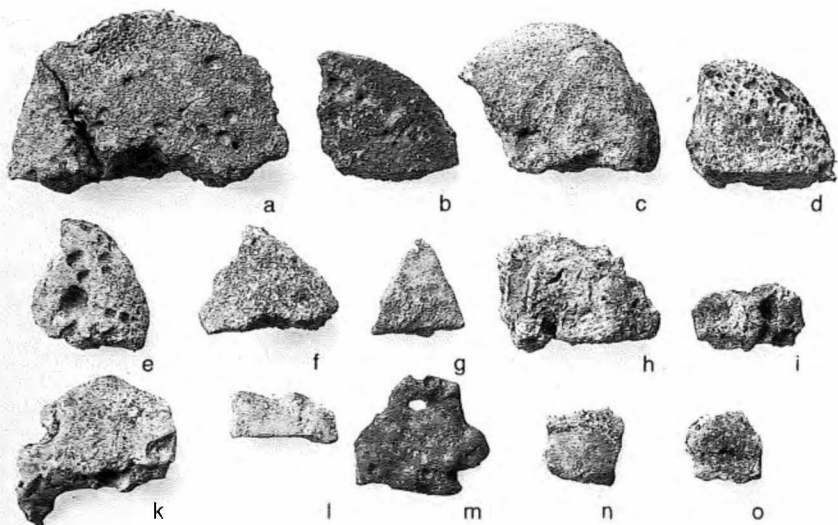


Abb. 4 Damscheid, Rhein-Hunsrück-Kreis. Gußkuchen, Unterseiten. M. 1:3.

„Die beiden Proben sind eindeutig nicht legiertes, lediglich verunreinigtes Kupfer. Die Gehalte an Arsen, Antimon und Nickel usw. sind aus dem Erz zu erklären, das zur Verhüttung verwendet wurde. Dieses Erz dürfte in beiden Fällen gleicher Provenienz sein. Der höhere Gehalt an den Nebenelementen (Verunreinigungen) bei der Probe m dürfte entweder eine geringere Reinigungsstufe anzeigen oder zufallsbedingt sein.“

In keinem Fall liegt ein noch unveränderter Ausguß vor. Bei neun Stücken (a–i) handelt es sich um Fragmente von 15–23 mm dicken Gußkuchen, die in eine flache, runde Mulde von etwa 11 cm (a), 10,5 cm (b) oder 9 cm Durchmesser (c–f) abgestochen worden waren. Ein 15 mm dicker Gußkuchen (k) zeigt zwar den typischen Querschnitt, ist aber nicht kreisrund wie die anderen. Daneben liegen drei nur maximal 8–11 mm dicke Gußfladen irregulärer Form vor (l–n), schließlich ein nicht näher bestimmbarer, 13 mm dicker Brocken.

Alle Gußstücke sind durch Zerbrechen geteilt worden. Da unmittelbare Werkspuren, eines Schrotmeißels etwa, nicht feststellbar sind, geschah dies vermutlich mittels Zangen, wobei Gußkuchen und -fladen auch verbogen worden sind (c, k, n). Das größte Gußkuchenstück (a) zeigt ein nur zur Hälfte abgebrochenes Ende. Offensichtlich liegen nie mehrere Teile des gleichen Rohlings vor. Das Portionierungssystem ist gut erkennbar. Die Gußkuchen wurden gehälftet (a, k) und geviertelt (b–e), ferner liegen annähernd achteelförmige Segmente vor (f–g), aber auch zwei irreguläre Teilstücke (h–i). Der halbe Gußkuchen (a) zeigt den Anbruch eines achteelartigen Segmentes. Einer

anderen Gußkuchenhälfte (c) fehlt dieses Achtel. Auch die Gußfladen sind auf ähnliche Weise geviertelt (l) oder mehrfach abgebrochen worden (m-n). Die Portionierung erfolgte so grob und abhängig vom Zufall, daß von einem gezielten Abmessen für Guß- oder Legierungszwecke auf diese Weise nicht die Rede sein kann. Auch die Gußkuchen und -fladen sind aufgrund ihrer unterschiedlichen Form, Größe und Konsistenz schwerlich als jene genormten Barren anzusehen, die man als umlauffähige Form des Metallrohstoffes voraussetzen darf. Dazu kommt der Befund der Metallanalyse, wonach die Gußbrocken noch als primäres Produkt einer Verhüttung von Kupfererz anzusehen sind. Es handelt sich um ein Metall, das noch nicht in den Materialkreislauf mit Legierungszuschlägen bzw. Altmetall eingeschleust war. Zusammengekommen dürfen diese Feststellungen als deutliche Indizien für eine Kupferproduktion im regionalen Umfeld gewertet werden. Der Fund kann durch seine Zusammensetzung aber auch als ein Hinweis darauf verstanden werden, daß Kupferverhüttung und Weiterverarbeitung zu dieser Zeit noch enger zusammenhängen, als man gemeinhin annimmt.

Es ist nun der Charakter des beschriebenen Fundes näher zu erörtern, der in der vorgestellten Zusammensetzung sicher kein Grabfund ist. Nach Angaben des Finders stieß er bei der Suche nach neuzeitlichen Münzen zufällig auf den ersten Gußkuchen. Weiteres Nachgraben mit Hilfe des Metallsuchgerätes, spätestens von diesem Zeitpunkt an illegal, förderte hastig die anderen Fundstücke ohne die Möglichkeit genauerer Beobachtungen zutage. Die Fundstelle liegt im ortsfernen Waldgelände am Rande des „Marktplatzes St. Aldegund“ bei Damscheid, Rhein-Hunsrück-Kreis, einer historischen Wallfahrts- und Marktstätte im Oberweseler Stadtwald, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Moselort. Die Örtlichkeit liegt auf einem weitläufigen Rücken des hier noch wenig gegliederten Hunsrückplateaus etwa 500 m hoch und 6 km westlich des Rheins bei Oberwesel. Der historische Marktplatz war und ist in Form von Hohlwegen und Forststraßen ein lokaler Verkehrsknoten und mag in älteren Epochen an einem mehr oder weniger bedeutenden Höhenfernweg von Westen zum Rhein gelegen haben. Eine entsprechende Verbindung parallel zum Rhein dürfte allerdings eher auf der Wasserscheide zwischen Rhein, Mosel und Nahe verlaufen, etwa 2,5 km westlich von hier bei der heutigen Autobahntrasse. Der Bezug des Fundes zu zeitgenössischen Fernwegen kann nicht wirklich belegt werden, doch drängt sich dieser Aspekt gerade auch im Zusammenhang mit ähnlichen Funden auf, wie sie unten noch genannt werden. Die Metallteile fanden sich im Bereich einer 4,7 x 3,2 m, mindestens 13 m² messenden Fläche verteilt unmittelbar vor dem Nordfuß eines nicht sehr markanten, etwa 4 m hohen Geländeabsatzes in ebenem Boden. Die Tiefenlage wechselte zwischen Oberflächennähe und etwa 0,4 m Tiefe. Um die Fundstelle kann man vor dem Fuß des Absatzes mit gutem Willen eine etwa 25 x 13 m große Verebnungsfläche erahnen. Ob es sich vielleicht um ein

künstliches Siedlungspodium im sanft fallenden Gelände handelt, läßt sich ohne Ausgrabung nicht entscheiden. Indem der Gräber geleitet von seinem Metallsuchgerät den Boden zwischen den Bäumen durchlöcherte, hat er auch für die Zukunft manche Klärungsmöglichkeit verbaut. Soweit beobachtet und beobachtbar, enthält der helle Lehmboden weder unmittelbar an der Fundstelle noch im weiteren Umkreis Spuren menschlicher Besiedlung wie Holzkohlen oder Scherben. Für nicht mehr vollkommen ungestörte Bodenverhältnisse spricht neben der starken horizontalen und vertikalen Streuung des Fundes selbst eine in nur 2–3 m Entfernung gefundene neuzeitliche Münze in immerhin etwa 0,3 m Tiefe.

Die Möglichkeit, daß es sich hier um eine keltische Siedlungsstelle mit dem Arbeitsplatz eines Bronzegießers handelt, wurde bereits angesprochen. Dagegen spricht aber nicht nur das schwer erklärbare Fehlen der üblichen Siedlungshinweise. Bei näherem Nachdenken müßte ja doch erstaunen, daß hier Stücke von seinerzeit beträchtlichem Wert einfach liegengelassen wurden. Sollte dies aber unfreiwillig geschehen sein, dann muß die Zusammensetzung des Bestandes doch Bedenken erwecken. Zwischen dem Sammelsurium von portioniertem Rohmaterial und dem gebrauchten Ring fehlt ja eine ganze Palette von Metallresten, Abfälle, Halb- und Fertigfabrikate und vor allem das Werkzeug, das wir jederzeit im Arbeitsbereich eines Metallhandwerkers erwarten dürfen. Zwar darf der Fundbestand selbst hinsichtlich des Metalls nicht als verlässlich vollständig angesehen werden. In seiner Zusammensetzung ist er aber derart einseitig, daß eine Auswahl und damit wohl auch bewußte Niederlegung angenommen werden muß. Mit einer solchen Niederlegung, einem Hort- oder Depotfund, treffen wir auf ein bekanntes Phänomen innerhalb der Vorgeschichte. Der Hortfund von Damscheid fügt sich aber nicht nur allgemein in einen solchen Zusammenhang, sondern verweist nachdrücklich auf eine spezielle Hortpraxis frühkeltischer Zeit im Rheinischen Gebirge. Abgesehen von einer größeren Anzahl von Depots mit Eisenbarren gibt es im südlichen Deutschland nur hier eine andersartig zusammengesetzte Hortgruppe von nunmehr sieben Funden, von denen die besser beobachtete Mehrheit stets auch neben bronzenen Fertigprodukten Zeugnisse für handwerkliche Tätigkeit enthielt, neben stets vorhandenen Gußkuchen von Kupfer oder Bronze teilweise Halbfertigfabrikate, Metallabfall oder Werkzeug. Es sind dies neben Damscheid die Hortfunde von Langenhain im Taunus und Sefferweich in der Eifel, vorzugsweise mit Pferdegeschirrzierat, sowie überwiegend mit Ringschmuck ähnlich Damscheid der Hortfund von Steindorf im Lahntal bei Wetzlar. Horte von Bronzeringen ohne nachweisbaren Bezug zur Herstellungspraxis liegen wieder von der mittleren Lahn aus Niederselters vor sowie von der unteren Nahe bei Sobernheim. Als Hortbestandteil muß auch eine Bronzezierscheibe von Weierbach an der oberen Nahe angesehen werden. Den Hortfunden zugerechnet werden können vielleicht zwei weitere Zierscheiben vom Pferdegeschirr aus dem Rhein bei Mainz und Bingen.

Auffälligerweise enthalten die meisten genannten Horte, auf jeden Fall aber alle jene mit einem Handwerksbezug, Gegenstände und Formen, die sonst nur aus anderen Regionen bekannt sind und in ihrem regionalen Umfeld exotisch wirken. Der Ring aus Damscheid gehörte ja vermutlich auch in jene Kategorie.

Über die Hintergründe solcher Niederlegungen gibt es eine langanhaltende Diskussion. Sie läßt sich in der Frage polarisieren, ob die Deponierung in der Absicht erfolgte, sich der Gegenstände gänzlich zu entäußern — als Weihung in umfassendem Sinne — oder mit der Absicht, den nur verborgenen Schatz später wieder zu heben — was dann beiden späteren Funden eben mißlungen wäre. Obwohl zumindest für die ältere Epoche der Bronzezeit massive Hinweise für die erstgenannte Praxis vorliegen, schließt das die zweite profane Deutung auch nicht grundsätzlich aus. Die durch den Fund von Damscheid bestärkte regionale Konzentration und regelhafte Zusammensetzung derartiger Horte ist vielleicht geeignet, der Vermutung einer Weihepraxis ein etwas größeres Gewicht zu geben.

Literatur

H.-E. Joachim, Die Hunsrück-Eifel-Kultur am Mittelrhein. Beihefte der Bonner Jahrbücher 29 (Köln 1968). — Ders., Bonner Jahrbücher 177, 1977, 1 ff. — Ders., Prähistorische Zeitschrift 52, 1977, 199 ff. — F. Müller, Die frühlatènezeitlichen Scheibenhalsringe. Römisch-Germanische Forschungen 46 (Mainz 1986). — K. Dielmann, Hanauer Geschichtsblätter 17, 1960, 9 ff. — H. Drescher, Der Überfangguß (Mainz 1958). — T. Voigt, Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 52, 1968, 143 ff. — R. Heynowski, Eisenzeitlicher Trachtschmuck der Mittelgebirgszone zwischen Rhein und Thüringer Becken. Archäologische Schriften des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz 1 (Mainz 1992). — E. Ritterling, Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 37, 1907, 245 ff. — W. Dehn, Trierer Zeitschrift 10, 1935, 35 ff. — Ders., Fundberichte aus Hessen 7, 1967, 55 ff. — Fundberichte aus Hessen 4, 1964, 220 f. — G. Wegner, Die vorgeschichtlichen Flußfunde aus dem Main und aus dem Rhein bei Mainz. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte A 30 (Kallmünz 1976). — F. Stein, Katalog der vorgeschichtlichen Hortfunde in Süddeutschland. Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde 24 (Bonn 1979) 221 ff.

Hans Nortmann